



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Waldmüller, Robert: Wolf Baudissin : (geb. den 30. Januar 1789)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nur, ich will Ihnen zum Thon den Geist des Königs Wittekind einladen, Reibniz hat mir nicht geschrieben, machen Sie ihm mein Compliment und er hätte nicht Wort gehalten mit der Ueberschickung der ledernen Geldbeutel.

Sie werden nun schon wissen daß kein H. v. Beulniz von unserm Hofe presentirt ist in Wezlar, sondern ein Hannoveraner, ein Herr v. Bronner. Leben Sie recht wohl, meine Liebe, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und Vottchen, und behalten Sie Liebe für Sara und mich.

v. Grammayr.

Sind Sie nicht in Weimar gewesen? sagen Sie mir doch etwas von Herders? insbesondre von ihr die ich mehr liebe als ich es ihr bey so kurzer Bekanntschaft äußern durfte.



## Wolf Baudiffin

(geb. den 30. Januar 1789)

Von Robert Waldmüller



Im Monat Mai des Jahres der deutschen Erhebung, des Jahres 1813, erhielt in Kopenhagen ein junger dänischer Legationsrat die Weisung, sofort mit dem dänischen Minister Raas nach Dresden zu reisen, wo zwischen Dänemark und Frankreich ein Bündniß mit Napoleon abgeschlossen werden sollte. Der junge Mann, zwar in Kopenhagen geboren, aber aus holsteinischem Geschlechte, eilte zum König und erklärte ihm ehrfurchtsvoll, daß er aus sehr ernstern Gewissensbedenken diesen Auftrag nicht übernehmen könne. Der König wiederholte seinen Befehl und schloß mit den Worten: „Glückliche Reise“! Der junge Mann begab sich in großer Aufregung zu seinem Vater. Aber dieser, an soldatischen Gehorsam gewöhnt, bedeutete ihm, der Staatsdiener habe zu gehorchen; nachher könne er seine Entlassung nehmen. So wurde denn in Gesellschaft des Ministers die Reise angetreten, zunächst zur See, dann weiter zu Lande. In Rendsburg machte der Minister Nachtquartier; seinem Begleiter bewilligte er auf dessen Bitte Urlaub bis zum folgenden Tage, wo beide in Altona wieder zusammentreffen wollten. Im Hause des Grafen Fritz Reventlow, zu dem sich der Beurlaubte begab, reiste während einer schlaflosen Nacht ein Verzweiflungsplan in ihm. Er verschaffte sich einen starken Hammer, trat damit frühmorgens in das Zimmer des ebenfalls dort weilenden deutschgesinnten jungen Arztes Hegewisch, und bat ihn: „Zerbrechen Sie mit einem derben Schläge meinen linken Oberarm; hier lege ich ihn über zwei Stühle“!

Der erstaunte Arzt willigte nach mancher Widerrede ein, verlangte aber zuvor die Benachrichtigung des Hausherrn. Dieser kam, und soweit es das persönliche Recht betraf, die Teilnahme an jenem Bündnisauftrag zu verweigern, widersprach er nicht. Aber, meinte er, dazu brauche es keines Verstümmelns; dergleichen Auskunftsmittel seien Sache militärscheuer Konstriptionspflichtiger; vielmehr empfehle sich, in einem Briefe an den König die bereits vorgetragene Bitte „nach reiflicher Überlegung“ schriftlich zu wiederholen, und zwar mit dem Hinzufügen, man unterwerfe sich jeder Strafe und erwarte hier den Ausgang. Und auf Graf Baudissins Einwand — denn er war es, von dem ich erzähle — sein gütiger Wirt werde durch einen solchen Brief unfehlbar mit in die Untersuchung verwickelt werden, lautete Graf Reventlows patriotische Antwort: „Das würde ich als eine Ehre betrachten!“

Wie die Sache weiter verlief, werde ich noch berichten. Ich habe mit diesem kleinen Ereignis aus Baudissins Leben begonnen, weil unter den Lesern dieser Blätter den wenigen, denen das Glück seines Umgangs noch zu teil geworden ist, vor allem das Bild seiner späten Jahre vorschweben wird, und weil wir immer nur zu sehr geneigt sind, eine ungewöhnlich hohe Empfänglichkeit für die schönen Künste für etwas anzusehen, woneben energische Charaktereigenschaften zurückzutreten pflegen. Ich blicke nun zunächst auf Baudissins Kindheit.

Sein Großvater war Gouverneur von Dresden, und seine Großmutter eine Zinzendorf, eine Nichte des ja auch aus Dresden, aus der Pirnischen Vorstadt, stammenden Stifters der Herrenhuter Gemeinde. Sein Vater, Graf Karl Ludwig Baudissin, ebenfalls kurlächsischer Militär, hatte infolge eines tödlich verlaufenen Duells seinen Abschied genommen und war in den dänischen Dienst übergetreten. Wie bekannt, war damals so ziemlich der ganze Kopenhagener Hof- und Regierungsdienst noch in den Händen des Schleswig-Holsteinischen Adels. Mit einer Holsteinerin, einer Gräfin Dernath, verheiratete sich denn auch der Vater Baudissins, und so verlebten die Kinder dieses Paares ihre Sommer auf dem schönen holsteinischen Familiengute Ranzau, während die Winter anfangs in Kopenhagen, später in Berlin zugebracht wurden, wo von 1801—1806 der Vater als dänischer Gesandter thätig war.

Beide Eltern hatten eine treffliche Erziehung genossen und waren von musterhafter Lebensführung. Dem Hauslehrer ihrer fünf Kinder, Friedrich Kohlrausch, wurde daher die ihm zugefallene Aufgabe nicht allzu schwer. Ein Briefchen, das der Knabe Wolf in seinem sechsten Jahre an seinen Vater schrieb, schalte ich hier ein; es hat einen gar so treuherzigen Ton. „Guter Vater, Nun mußt Du nicht mehr glauben, daß ich krank bin. Gestern war ich zum erstenmale mit Mutter im Garten, und spielte nachher mit den Brüdern auf dem Hof. Mutter hat mir Dam gelehrt, und auch ein wenig unbedeutend Schach. Ich wohne jetzt in Deiner Schlafstube, und da doch Tante sagt, ich

Grenzboten I 1889

wäre ein kleiner Verstandskasten, so sage ihr, ich wohnte mitten in der Bibliothek. Ade guter Vater, komme bald wieder, mich verlangt nach Dir, auch um etwas von Asien zu hören, da sind so viele Tiere, und ich möchte recht viel von den Ländern hören, und Mutter weiß so wenig davon. Dein Wolf war recht krank, Grüße Lili und vergesse nicht Deinen Wolf.“ Der kleine Verstandskasten erlernte, seinen drei Brüdern und seiner Schwester voran, früh und mühelos Lateinisch, Griechisch und Französisch. Auch das Englische wurde ihm zeitig geläufig, und zwar so, daß er sich im fünfzehnten Jahre bereits an die Übersetzung des König Lear wagen konnte, eine von Schlegel selbst gelobte Arbeit, von der seiner Zeit ein beträchtlicher Teil durch den pseudonymen Shakespeareübersetzer Both benutzt worden ist.

Dieser erste den Manen des großen englischen Dichters dargebrachte Tribut fällt schon in die Berliner Zeit. Als nach Berlin übergesiedelt wurde, hatte der Knabe sein dreizehntes Jahr erreicht. Bald darnach schenkte ihm sein Vater ein Reitpferd, erlaubte ihm auch, seinem Arbeitstriebe im Abschreiben und Ausziehen von Depeschen Befriedigung zu verschaffen. Mit seinem Lehrer Kohlrausch besuchte Wolf die Vorlesungen Fichtes und Schlegels, begeisterte sich für Glucks Opern, für die gediegenen Aufführungen der Zelter'schen Singakademie; in einem öffentlichen Wohlthätigkeitskonzert spielte er Klavier. Dazwischen wurde ihm Gelegenheit geboten, auf den Kinderbällen des Hofes unter den Augen der Königin Luise Proben seiner Tanzkunst abzulegen, mit den preussischen Prinzen und Prinzessinnen zu verkehren, im väterlichen Hause die Ideen zur Veranstaltung einer scherzhaften Akademie der aufstrebenden Jugend anzugeben und dabei sich als Sekretär dieses Instituts nützlich zu machen. Füge ich noch hinzu, daß er das Hufelandsche Haus besuchen durfte, einen Sammelpunkt von Künstlern und Gelehrten, und daß er unter vielen andern heimischen und zugereisten Berühmtheiten dort im Jahre 1804 auch Schiller sah und sprechen hörte, so wird man die Fülle von Eindrücken fördernder Art ermessen können, unter denen der begabte, immer aufmerksame Knabe für die Universität heranreifte.

Im Herbst 1805, also noch nicht siebenzehn Jahre alt, bezog er dann mit seinem geliebten Kohlrausch, von nun an dessen Studiengenosse, die Kieler Hochschule. Er sollte Jura studiren, um einst Diplomat zu werden; und er führte auch, wie schon hier gesagt werden mag, nach seiner gewissenhaften Weise das trockene Studium bis zu seinem im einundzwanzigsten Jahre bestandenen Examen getreulich durch. Aus jener Kieler Zeit stammte die Freude Baudissins an dem Vorlesen mit verteilten Rollen, einem gesellschaftlichen Verkehrsmittel, das in den damaligen Kreisen der Stolbergs, Reventlows, Bernstorfs, Baudissin-Knoops unter Teilnahme des dänischen Kronprinzen, sowie der Professoren Reinhold und Pfaff, sorgfältige Pflege fand. Im Herbst 1806 wurde nach Göttingen übergesiedelt. Es war nach der Schlacht von Jena. Versprengte

Preußen ohne Gewehr und Patronentasche füllten in langen Zügen die Landstraßen. Nahe vor Göttingen stießen die beiden Reisenden auf ein französisches Kürassierregiment.

Wir haben heute Mühe, uns in die damaligen Zustände und in die Empfindungen der damals lebenden hineinzudenken. Freilich, der Sieger hat immer die Annahme der überwiegenden Tüchtigkeit für sich. Aber hier spielte noch andres mit hinein. Der Staat Hannover, zu welchem Göttingen gehörte, war durch sein Herrscherhaus seit langem von England abhängig gewesen, und doch hatte England ihn nie ernstlich zu schützen vermocht. Dazu kam, daß die Wegnahme der dänischen Kriegsflotte durch die Engländer sich vorbereitete. In dem allgemeinen Wirrsal waren nicht wenige der Meinung, erst wenn die Welt von dem Joche der englischen Alleinherrschaft auf dem Meere durch Napoleon befreit sei, erst dann werde die Menschheit sich in Eintracht verständigen können. „Ich hasse die Engländer, wie ich noch nie ein Volk gehaßt habe,“ schrieb der Student Baudiffin im September 1807, nachdem die Wegführung der dänischen Flotte zur Thatsache geworden war; „ein Volk, bei dem alles Thun und Treiben sich auf Gelderwerb gründet, das um seines Handels willen die ganze Welt des Friedens beraubt, spielt eine schändliche Rolle!“

Doch wo ein einziger Gewaltiger es dahin gebracht hat, für alle übrigen zu denken und zu handeln, nur das von ihm Gewollte schreiben und drucken zu lassen, da erlahmt nach und nach in weiten Kreisen der Sinn für die Politik. Wie gut durch Napoleon in dieser Richtung auch in Göttingen Fürsorge getroffen war, ist bekannt. Nur ab und zu — so während der Kämpfe in Tirol — wurde die Ungebuld wieder rege. Wie lange sollte es denn so fortgehen? Man saß ja wie in einem Nebel! In einem Briefe, den Baudiffin an seinen Freund Hudtwalker in Hamburg schrieb, den spätern dortigen Senator, heißt es: „Kohlrausch fleht dich inständig an, und so auch ich, wenn du Berliner Zeitungen zu sehen bekämost, interessante Fakta zu erzerpiren und uns zu schicken; aber auf verblümmte Weise. Hier sind diese erquickenden Blätter scharf verpönt. Nenne den Kaiser Napoleon Fiechtchen (Sophiechen), den Erzherzog Karl ihren Doktor, eine gewonnene Schlacht Leibweh, die Tyroler Waldbären.“ Beiläufig wird noch folgendes Geschichtchen nach Hamburg eingeschmuggelt: Ein französischer Grenadier renommirt, er habe mit der Königin von Preußen getanzt. Die Leute fragen, was sie denn gesagt habe? *Ce qu'elle a dit?* antwortet er, *elle a dit: Sacré dieu, comme ce grenadier danse bien!*

Übrigens war unser Student viel zu emsig bei der Arbeit, als daß er anders als vorübergehend Zeit gefunden hätte, sich in den Rat der streitenden Mächte zu mischen. Hier sein tägliches Pensum, wie ers aus Göttingen für seine Schwester aufschreibt. „Des Morgens 7 aufgestanden, bis 9 Heidelberger Pandekten nachgelesen, um 9 Pandekten gehört, um 10

Kriminalrecht, um 11 deutsches Privatrecht, um 12 Generalbaß studirt, um 1 gegessen, um 2 Klavierstunde, um 3 Prozeß, welches eine Fundgrube aller Langenweile ist — ein Gebirge und Bleibergwerk, aus welchem der kleine Bergmann (so heißt mein unseliger Prozeßprofessor) alle Tage ein ganzes Haus voll ennui ausgräbt, auspocht, bereitet und wäscht. Die andern Collegia und Hefte kommen mir dagegen wie Romane vor.“ Aber wir sind noch nicht zu Ende. „Von 4—7, heißt es weiter, juristische Sachen gelesen, geschrieben und gedacht; von 7—8 Klavier gespielt, von 8—9 Thee getrunken, von 9—11 meiner Göttin, der Musik, geopfert.“ Wo bleibt die Kneipe? wird man fragen. Sie war für ihn nicht vorhanden. In demselben Briefe nimmt Baudissin auch von dem König „Morgen wieder lustig“ ironische Notiz. „Morgen, schreibt er, ist Terömes Geburtstag. Heut ist hier ausgerufen, daß kein Handwerker u. s. w. morgen arbeiten solle; heut Abend läßt der König in Kassel von seinen Kavalieren und Offizianten privatim eine neue Oper aufführen, worin eine Szene aus seinem jungen Heldenleben dargestellt ist, wie er nämlich eine Galeere voll Algierer Sklaven befreit, und morgen wird dies Ereignis auf allen Kasseler Theatern dem Volke vorgestellt. Der König hat gesagt, er bedaure, daß morgen nicht sein ganzes Königreich in Kassel sein könne, um den Jubel zu erleben.“

Der Herbst 1808 brachte unserm Studenten eine Abschlagzahlung auf eine fast bis in seine Kindheit hinabreichende Forderung an die Gunst des Schicksals: eine Schweizerreise, die sich bis nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach Italien, erstreckte. Freilich gelangte er nur bis Isola bella, aber der damalige Jean Paul-Kultus hatte ja dieses romantische Stückchen Erde zu einem Mekka verklärt. Heim ging es über die Simplonstrasse, dann wurde trotz großer Schneehindernisse die Grimsel bestiegen und über Bern, Basel und Straßburg das freundliche Heidelberg wieder erreicht, wo Baudissin das Sommersemester verlebte hatte, im nahen Verkehr mit den beiden Voß, mit Brentano und Achim von Arnim.

Auf einem Ferienritte nach Siena wurde ihm dann im Jahre 1809 auch noch eine andre Sehnsucht erfüllt: er durfte Goethe besuchen. Aus dem darüber an seine Schwester geschriebenen Briefe will ich einiges mitteilen. Natürlich fehlt es darin nicht an überschwänglichen Worten; aber was wir heute so nennen, entströmte in jener vaterlandslosen Zeit dem natürlichen Herzensbedürfnis, in dem Kultus der großen deutschen Genien Ersatz zu finden für alles, was sonst dem nationalen Bewußtsein versagt war. So nannte der junge Baudissin auch den Altmeister Sebastian Bach gern einen Heiligen. Über Friedemann Bachs Werke war er so entzückt, daß er sie auf eigne Kosten drucken lassen möchte. „Es ist schändlich, schrieb er eines Tages an seine Schwester, daß die Deutschen, geistig das erste und göttlichste Volk in der Welt, noch so viel unbekannte Schätze haben.“ Kein Wunder, wenn er Goethen

unter die „Halbgötter“ versetzt, nachdem er sich schon früher einmal vermeffen hatte, nicht sterben zu wollen, ohne ihn gesehen zu haben. Jetzt sollte ihm dieser Wunsch gewährt werden.

Goethe empfing die drei Studenten Baudissin, Rohlfrausch und Hudtwalker gleichzeitig mit dem Professor Hofrat Hugo aus Göttingen in dem Mineralienkabinet des Senaer Schlosses, nicht in seinem dortigen Arbeitszimmer, worin er auch speiste und schlief, und das, wie er sich entschuldigte, für den Empfang von Besuchern zu klein und schlecht sei. Hier nur einiges aus dem langen Bericht, den seine Schwester darüber empfing. „Ich schwöre, schreibt er, daß ich nie einen schöneren Mann von sechzig Jahren gesehen habe. Stirn, Nase und Augen sind wie vom olympischen Jupiter . . . Erst konnte ich mich nur recht an den schönen Zügen und der herrlichen braunen Gesichtsfarbe weiden; nachher aber, wie er anfang lebhafter zu erzählen und zu gestikuliren, wurden die beiden schwarzen Sonnen noch einmal so groß und glänzten und leuchteten so göttlich, daß, wenn er zürnt, ich nicht begreife, wie ihre Blicke nur zu ertragen sind. Mehrere Fremde haben über seine Härte und Steifheit geklagt, gegen uns ist er äußerst human und freundlich gewesen. Er hatte einen blauen Überrock an und gepudertes Haar ohne Zopf. Seine ehemalige Korpulenz hat er verloren und seine Figur ist jetzt im vollkommensten Ebenmaß . . . Man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gestikulirt beim Gespräch mit Feuer und einer entzückenden Grazie . . . Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ und wie kommt er in die Stube, wie steht und geht er! Er ist ein geborner König der Welt.“

Auf einem Spaziergange, wozu Goethe seine vier Besucher auf den folgenden Tag in den botanischen Garten entboten hatte, rühmte Goethe Fichtes Reden an die deutsche Nation und sagte, Brennholz sei in dieser Zeit recht gut zusammengetragen, aber es fehle an einem tüchtig zusammenhaltenden Ofen. Wir wissen, daß Deutschland diesen Ofen noch bis in den Lebenspättherbst Baudissins hat entbehren müssen. Ihm selbst ist dieser Mangel in den nächsten beiden Jahren, nach dem Schlusse seiner Studien, wohl im stärksten Grade fühlbar geworden, denn nun war er als dänischer Legationsrat zu Stockholm in die diplomatische Laufbahn eingetreten und blickte den am großen Spieltisch des Völkerschachers sitzenden Personen in die Karten. Sein Chef, Graf Dernath, hatte alles daran gesetzt, Dänemark, das bereits Norwegen besaß, mit Napoleons Beistand noch durch die Gewinnung Schwedens zu bereichern. Er war damit gescheitert, wurde von seinem Posten abgerufen, und Baudissin rückte als Geschäftsträger in seine Stelle. Jetzt überschütteten der russische Gesandte und der Kronprinz Bernadotte den jungen Geschäftsträger mit Vorschlägen, die Dänemark bestimmen sollten, sich den Widersachern Napoleons zuzugesellen. Für den von Bernadotte geforderten dänischen Verzicht auf Norwegen bot der russische Gesandte, wie es scheint mit Englands Zustimmung, beide

Mecklenburg an, ferner schwedisch Pommern mit Rügen, vielleicht sogar preußisch Pommern, mit einem Worte: „zwei Dörfer in Deutschland für eins in Norwegen.“ Noch freigebiger auf Kosten Deutschlands war Bernadotte selbst; er versprach außer den beiden Mecklenburg noch Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Bremen blieb wohl nur aus Vergeßlichkeit unerwähnt. Als im März 1813 die dänische Regierung Baudissin nach Kopenhagen zurück berief, um ihn nach Dresden zu Napoleon zu schicken, ereignete sich die eingangs erwähnte Ablehnung gegen den ihm gewordenen Auftrag. Ein Jahr Festungshaft zweiten Grades war seine Strafe. Aber ehe er die Hälfte dieser Zeit abgebußt hatte, wurde zu seinem und unserm Glück in den Gefilden Leipzigs Napoleons Macht gebrochen, und damit brachen auch Dänemarks vermessene Pläne zusammen. Zehn Tage darauf war Baudissin begnadigt. Dieser völlige Umschlag der dänischen Politik machte es ihm möglich, auf den Wunsch seines Vaters sich aufs neue im dänischen Dienste anstellen zu lassen. Er wurde bald darauf als Legationssekretär in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt, und erlebte so in der Nähe das große Ereignis des ersten Einzugs der Verbündeten in Paris, die Wiedereinsetzung der Bourbonen, im Anschlusse daran den Wiener Kongreß mit seinem Zusammenströmen bedeutender und unbedeutender Persönlichkeiten. Im Jahre 1814 fiel ihm durch den Tod seines Vaters das Majorat Ranzau zu. Er entsagte endgiltig dem dänischen Staatsdienst, wurde in Ungnade entlassen, tröstete sich aber darüber, indem er Herz und Hand seiner ihm schon lange befreundet gewesenen Cousine gewann, der jungen Gräfin Julie Baudissin-Knoop. Sieben glückliche, nur leider bald durch Krankheit seiner Gattin und durch dänische Scherereien getrübt Jahre lebte er dann in schöner Muße auf Schloß Ranzau seinen Studien. Als Mitglied der ritterschaftlichen Deputation trat er mit Dahlmann und andern für die von Dänemark bedrohten Schleswig-Holsteinischen Landesrechte ein. In den 1815 gegründeten Kieler Blättern verwandte er sich mit schönem Freimut für die Beschränkung des Adels, insonderheit für die Titelvererbung nur auf den ältesten Sohn, beim englischen Adel bekanntlich längst altes Herkommen.

Aber wie in Deutschland selbst der Zeit der großen Hoffnungen eine Zeit der großen Enttäuschungen folgte, so auch in den deutschen Landesteilen Dänemarks. Briefe Baudissins an Ernst Moritz Arndt waren von der deutschen Demagogen-Untersuchungskommission an den König von Dänemark geschickt worden, und obgleich diese Briefe keine Indiskretionen enthalten konnten, so genügte doch, wie es scheint, die darin sich äußernde deutsche Gesinnung, den Herzog von Holstein stark zu verstimmen, so stark, daß erst im Jahre 1840 der Thronwechsel in Dänemark Baudissin wieder in ein leidlich unbefangenes Verhältnis zum dänischen Hofe brachte. Er hatte inzwischen mit seiner Gattin zunächst drei Jahre lang in Italien gelebt; in engem Verkehr mit Rastner, von Stackelberg, Julius Schnorr, Thorwaldsen und andern Strebenden und

Schaffenden, in seiner Weise Kenntnisse und Eindrücke sammelnd und seinen Geschmack läuternd. Dann war er, durch Briefe von befreundeter Hand gewarnt, nicht in die Machtsphäre seines grossenden Landesherrn zurückgekehrt, sondern hatte, nach verschiedenen wechselnden Aufenthalten, im Jahre 1827 sich in Dresden niedergelassen. Dort wurde ihm im Jahre 1836 seine erste Gattin, nach 22jähriger glücklicher Ehe, durch den Tod entzissen. Zwei Jahre darauf raffte er sich aus seiner Trauer wieder zu einer grössern Reise auf, diesmal nach Griechenland, wo er gemeinsam mit Geibel und Curtius sich in genussreiche Studien über Land und Leute, über Einst und Jetzt vertiefte, um dann seine Schritte auch noch nach Konstantinopel und Smyrna zu lenken. Nach weitem zwei Jahren wurde ihm das Glück zu teil, von neuem einen Herzensbund zu schließen; er verband sich mit Fräulein Sophie Raschel, einer kunstbegabten Tochter Dresdens. Bis an sein Lebensende wurde er nicht müde, für den Segen dieses Bundes dem Himmel zu danken.

Werfen wir nun einen Blick auf das, was Baudissin, dieser Fleissigste aller Sterblichen, auf litterarischem Gebiete geleistet hat. Ausser den schon erwähnten Sprachen, von denen er sich keiner je ganz wieder entfremdete, beherrschte er in seiner gründlichen Weise Dänisch, Schwedisch, Italienisch und Spanisch. Tief in den Geist fremder Sprachen einzudringen, die in ihnen gedichteten Meisterwerke in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, so vollkommen, daß ihre Eigenart gewahrt blieb, und daß sie doch nicht wie ein Fremdes anmuteten, das war seine große und schöne Leidenschaft.

Schon in Kiel lernte er abends im Bett spanische Vokabeln und Grammatik. Während seiner Festungshaft in Friedrichsort verwertete er seine unfreiwillige Muße zum Übersetzen von Dantes Hölle. Während seines Stilllebens auf Schloß Ranzau trat er mit seinem ersten Buche in die Öffentlichkeit, dem einzigen Geschichts-drama Shakespeares, das Schlegel nicht übersetzt hatte, mit Heinrich VIII.; es ist später in die sogenannte Schlegel-Tiecksche Übersetzung aufgenommen worden. In Dresden bot sich ihm dann endlich Gelegenheit, sich den Übersetzern von Beruf zuzugesellen. Wie bekannt ist, hatte Tieck die Fortführung der von Schlegel begonnenen Shakespeare-Übersetzung zwar übernommen, aber aus allerlei Gründen es doch vorgezogen, diese mühevollen Arbeit lieber nicht selbst zu leisten, und so traten Tiecks Tochter Dorothea und Baudissin für den bequem gewordenen Alten in die Bresche. Unter den dreizehn von Baudissin übersetzten Stücken befinden sich, um nur die wichtigsten zu nennen, außer Heinrich VIII., Othello, König Lear, Die Zählung der Widerspenstigen, Ende gut alles gut, Die lustigen Weiber von Windsor und Viel Lärm um nichts. Das Honorar überließ Baudissin der Tochter Tiecks.

Über die Art, wie Tieck sich in der Anerkennung sonnte, welche die Schlegel-Tiecksche Shakespeareausgabe gefunden hat, will ich hier hinweggehen. Wie ich versichern kann, hat Baudissin sie ihm von Herzen gegönnt, war doch ein be-

rühmter Name nötig gewesen, um den Übersetzungen eine vorurteilsfreie Aufnahme zu verschaffen, und handelte sich bei Baudissin doch zu allen Zeiten einzig um die Sache, nie um den Ruhm. Unverständlicher ist es, daß der Vorstand der deutschen Shakespearegesellschaft, als die Fortschritte der englischen Shakespeareforschung teilweise eine Überarbeitung auch des deutschen Textes nötig machten, ohne Hinzuziehung Baudissins sieben der von ihm übersetzten Stücke neu bearbeiten ließ und als Übersetzungen Tiecks (!) mit bloßer Hinzufügung der Namen der Bearbeiter herausgab. Gustav Freytag sagt darüber in der vortrefflichen Schrift, die dem Andenken Baudissins gewidmet ist: „Möge es den Herren von der Shakespearegesellschaft zur Befriedigung gereichen, wenn sie erfahren, daß Baudissin die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie sich auf seinen Stuhl gesetzt haben, schweigend ertrug, und beim Vorlesen zwar über das, was sie ins schlechtere geändert hatten, das Haupt schüttelte, aber jede Besserung, die ihnen gelungen, mit warmem Lobe begrüßte. Und doch wußte er, daß seine Arbeit Ehre und Stolz seines Lebens war.“ \*)

Baudissin war damals längst als der wirkliche Übersetzer jener Stücke bekannt, und hatte auch unter seinem eignen Namen im Laufe der Zeit manche verdienstliche Arbeiten verwandter Art geliefert: den Zwein von Hartmann v. d. Aue, den Wigalois des Wirnt von Gravenberg, die Lebensbeschreibungen berühmter Spanier von Don Manuel Quintana, L'honneur et l'argent von Bonjard, vor allem aber seine mit Recht vielbewunderte Molière-Übersetzung, in der er durch den reimlosen iambischen Vers mehr, als dies bisher durch die gereimten Alexandriner möglich gewesen war, den geistvollen Verfasser des Tartuffe und des Misanthrope unserm Bühnengeschmack wieder zugänglich machte. Der erste Band dieses großartigen Werkes, das von der Frische und Arbeitslust des 76jährigen Meisters ein beredtes Zeugnis ablegte, erschien im Jahre 1865. Nahezu in dieselbe Zeit fällt jene Kränkung, die zum Glück seine Freunde in seiner Seele lebendiger und nachhaltiger empfunden haben mögen als er selbst; veröffentlichte er doch noch wohlgenut in seinem sechsundachtzigsten Jahre zwei Bände der Dramatischen Sprichwörter von Carmontelle und Leclercq, vorher schon mehrere Dichtungen Coppées, und endlich noch in seinem achtundachtzigsten Jahre, kurz vor seinem Scheiden aus dieser Welt, unter dem Titel „Italienisches Theater, eine Anzahl Stücke von Goldoni, Gozzi und andern.

Aber ich spreche von einem Manne, der wie wenig andre, sich zu einem

\*) Bekanntlich giebt es auch noch andre Übersetzungen, die den Anspruch erheben, über den Baudissin-Tieckschen Shakespeare hinauszureichen, z. B. durch Worttreue, wobei hier und da erstaunliches zu Tage gefördert worden ist. So übersetzte ein heute noch mit Recht sehr beliebter Dichter zu Baudissins Lebzeiten die Worte Othello's *Heaven stops the nose at it and the moon winks so*: „Der Himmel hält sich die Nase dabei zu,“ statt: „Den Himmel ekelts“ u. s. w. Und die Worte *I'll smell it on the tree* mit „Noch am Baume riech' ich,“ statt der so poetischen Wiedergabe bei Baudissin: „Dufte mir vom Stamme.“

feinsinnigen Beherrscher des dichterischen Ausdrucks gebildet hatte, und da ist es wohl in der Ordnung, daß ich zu dem, was dem Leser etwa von seinen Leistungen in diesem Augenblicke vorschweben mag, einiges aus nicht allgemein zugänglicher Quelle hinzufüge. Kann man mit mehr Anmut für eine kleine Gefälligkeit danken, als es in folgenden Zeilen geschehen ist, die sich unter vielen andern Gelegenheitsgedichten in dem nach seinem Tode für seine Freunde zusammengestellten Gedenkbuch finden? Sie sind vom Jahre 1876 — man rechne nach —, Anakreon hätte es nicht schöner ausdrücken können!

Wenn Iris mit den bunten Schwingen,  
Dem Adler gleich an raschem Flug,  
Windschnell gen Troja Junos Botschaft trug,  
Wohlt' ihr die Luftfahrt leicht gelingen.  
Du aber hast weit mehr als sie vollbracht:  
Du kamst, so kurz vor dunkler Nacht,

Auf rauhem Pfade, steil und schmal,  
Stiegst unverzagt ins tiefe Thal  
Den Berg hinab, und ohne Bank  
Brachst du das Buch, nach dem ich frug.  
Wie fänd' ich Worte je genug,  
Für so viel Güte dir zu danken?

Hier ferner aus dem Mai 1873 ein launiger Trinkspruch auf Meister Tiedt bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstages — der beste Beweis für Bandissins Anhänglichkeit an seinen langjährigen Freund:

Meister in Poesie wie in Kritik,  
Ob deine Wahl romantisch, ob antik,  
Uns dünkte, was du lasest, wie Musik.  
Der Franzmann nennt dich wohl trop fantastique,  
Doch Shakespeare winkt dir lächelnd speak,  
o speak!

In deiner Prosa, welche Mosaik  
Von feinstem Witz, wie treffend die Replik  
Im Dialog! Ja dieser ist, ost hie  
Ein Stern in unsrer Dichterrepublik,  
Auf Deutschlands Au'n ein goldumstrahlter Pic.  
Hoch laßt ihn leben, unsern Ludovic,  
Den nie vergessen, teuern Meister Tiedt!

Aus dem Jahre seines zweiten Brautstandes endlich noch folgendes Gedicht:

In des Wagens dunkler Kause  
Siß' ich mit fünf stummen Bären,  
All' in weiten grauen Mänteln,  
Drei aus Böhmen, zwei aus Mähren.  
Unsre zwölf gekreuzten Beine  
Gleichen zwölf verschränkten Speeren,  
Keiner spricht ein Wort, sie schlafen  
Fest, als ob sie Tote wären.  
Während die Gefährten schnarchen,  
Brauch' ich nicht dem Schlaf zu wehren,  
Denn ich dent' an dich, Geliebte,  
Mit dem sehnlichsten Begehren;  
Mal' im Geist mir heitre Bilder,  
Wie bei meinem Wiederkehren  
Wohl die Freude deine schönen,  
Sanften Züge wird verklären,

Wie ich stündlich werde sinnen,  
Dich zu lieben, dich zu ehren,  
Zimmer nur von dir zu lernen  
Oder neues dich zu lehren.  
Zimmer schürend, unsrer Flammen  
Keine, heil'ge Glut zu nähren,  
Unsrer Seele echte Schätze  
Nie zu mindern, stets zu mehren  
Und im Guten, Wahren, Schönen  
Einzusammeln goldne Ähren.  
Welch Entzücken, wenn nicht länger  
Wir von Ländern und von Meeren  
Fern gehalten uns umarmen,  
Zunig, heiß, mit freud'gen Zähnen.  
Fahre hurtig, Schwager, blase!  
Treibe deine müden Mähren!

Aber kehren wir zur Prosa zurück und werfen wir noch einen Blick auf das preisliche Naturel dieses merkwürdigen Mannes, der wohl das Greisenalter erreichte, aber nie ein Greis wurde.

Denn leider muß ich es mir ja versagen, hier von der Herzlichkeit seiner Beziehungen zu Verwandten und Freunden, von der Einfachheit seiner Lebensweise, von seinem patriarchalischen Verhältnis zu seinen Untergebenen und von der Thatsache zu erzählen, daß seine Pächter ihren Pachtzins aus freien Stücken erhöhten: so stimmte sich unter dem Einflusse seiner Herzensgüte die ursprüngliche Durchschnittsnatur der Menschen um.

War Baudiffin einst ein Knabe von zarter Gesundheit gewesen, so bewährt sich an ihm der alte Erfahrungssatz, daß bei geregelter Lebensweise eine selbstgewählte, freudig rastlose Thätigkeit die Körperkräfte steigert und das Leben verlängert. Welche Strapazen er mit Leichtigkeit bestand, läßt sich schon aus einigen seiner Dauerritte entnehmen, bei dem damaligen Zustande des Postwesens freilich die herkömmliche Art des Reisens für junge Leute. Auf der Rückkehr von einer seiner Pilgerschaften nach Weimar saß er neuntehalb Meilen lang im Sattel, wobei man sich der schlechten Landstraßen jener Zeit erinnern mag. Auf seiner Reise durch das nördliche Schweden stieg er eines Morgens um 6 Uhr in den Bügel und kam erst um 11 Uhr nachts an sein Ziel. In 24 Tagen legte er auf dieser Reise 246 deutsche Meilen zurück, teils zu Pferde, teils in den sogenannten Skjudswägelchen, die ja noch heute nur ausnahmsweise von Sprungfedern wissen; und im Herbst 1877 gestattete dem fast neunzigjährigen seine Rüstigkeit noch wie so manches liebe Mal von seiner schönen Villa aus mit seiner Gattin das Wachwiger Bergnest ohne Anstrengung zu ersteigen. Die Jurisprudenz freilich war ihm nicht freudig selbstgewählte Thätigkeit gewesen — vermutlich machte ihn deshalb die philosophische, nicht die juristische Fakultät in Kiel zum Ehrendoktor —, und auch die diplomatische Laufbahn hatte er nur seinem Vater zu Gefallen betreten. „Kann ich,“ so schrieb er aus Stockholm an seine Schwester, „wie es einem rechten Legationsrat gebührt, halbe Tage auf Kaffeehäusern und Sozietäten liegen, um Neuigkeiten auszuforschen?“ Und er sagt, sein Gewissen sei beschwert, denn er liege keineswegs pflichtgemäß auf Kaffeehäusern und Sozietäten, verbringe hingegen täglich 5—8 Stunden mit Griechisch- und Spanisch-Lesen, Klavierspielen und Zeichnen, wobei seine Haupttendenz auf Italien gerichtet sei, auf das man sich mindestens drei Jahre lang vorbereiten müsse. Sein Wahlspruch war: „Kenne dich selbst, und wisse, wozu du auf Erden bist!“ Er wußte, daß er nicht auf Erden war, um Depeschen für den König von Dänemark zu schreiben, und noch viel weniger, um in der vornehmen Welt seine Kräfte abzuarbeiten. „Nein“, ruft er aus, „ich will in die große Welt der alten Helden, Dichter und frommen Seher, frei von allem äußern Zwang, und mit wenigen rechten Freunden.“ Wir wissen, daß er sich bald genug vom Staatsdienste freizumachen verstand. Als er sich noch mit diesem Plane trug, mag seine Schwester besorgt die Frage aufgeworfen haben: „Aber was dann?“ Seine Antwort lautet, sie müsse nicht an ihm irre werden. Ob er dereinst selbst-

schöpferische Verdienste erwerbe, das ruhe im Schoße der Zukunft. „Aber,“ fährt er fort, „daß ich ein Leben ohne Liebe leben sollte wie die andern, daß ich in der großen Welt untergehen sollte, daß ich den Glauben verlieren sollte an Gott, an das Schöne, an die Natur, die Frauen, die Dichter und die Alten, daß ich gemein und liederlich werde, siehst Du, das ist rein unmöglich.“ Es liegt nahe, hier an die bescheiden hochherzigen Worte zu erinnern, mit denen Goethe in seinem Schmerze das Andenken Schillers feierte; aber ich schließe lieber mit einem Briefe, den Baudissin im September 1840 aus Kiel an seine Dresdner Braut richtete. Darin heißt es: „Ich stieg hinauf aufs Schloß, um die liebenswürdigste, gewinnendste, anmutigste Frau zu besuchen, die ich kenne. Meine Sophie braucht nicht zu erschrecken, sie ist 69 Jahr alt, aber wirklich noch immer ein Phönix von Liebenswürdigkeit. Gräfin Ranzau heißt sie, und ich möchte viel drum geben, hätte mein Herzenskind uns zuhören können. Als ich kam, nahm sie mich mit beiden Händen beim Kopf und küßte und lobte mich dafür, daß ich Dich gefunden. Darauf mußte ich ihr drei Stunden lang von Dir erzählen, dazwischen sagte sie die anmutigsten Dinge über Liebe und Herz, Vergangenheit und Zukunft. Zuletzt entließ sie mich mit den Worten: Adieu, Sie lieber Ausdruck von Glück, Herzensreinheit und gutem Gewissen.“ Dieser freundliche Dreiklang wird allen, die Wolf Baudissin gekannt haben, aus der Seele gesprochen sein.



## Geographische Handbücher\*)



Das Wissen ist und bleibt eins der sichersten Besitztümer, deren Menschen sich rühmen können. Freilich ist für alle ernstesten Geister an der alten Wahrheit festzuhalten, daß wir geistigen Besitzes nur dann ganz sicher sind, wenn wir ihn aufs innigste umfassen und in uns aufnehmen, und daß einen andern Weg zu solcher Sicherung als den des Erarbeitens noch niemand gefunden hat. Das Vergnügen wissenschaftlicher Vertiefung liegt nicht an der Oberfläche, aber es ist da, es

\*) Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. Bisher sind erschienen: 1. Anthropogeographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte von Friedrich Nagel. 2. Handbuch der Klimatologie von Julius Hann. 3. Handbuch der Ozeanographie. 1. Band. Räumliche, physikalische und chemische Beschaffenheit der Ozeane von Georg von Voguslawsky. 2. Band. Die Bewegungsformen des Meeres. Von Otto Krümmel. 4. Handbuch der Gletschertunde von Albert Heim. 5. Allgemeine Geologie von R. von Fritsch.